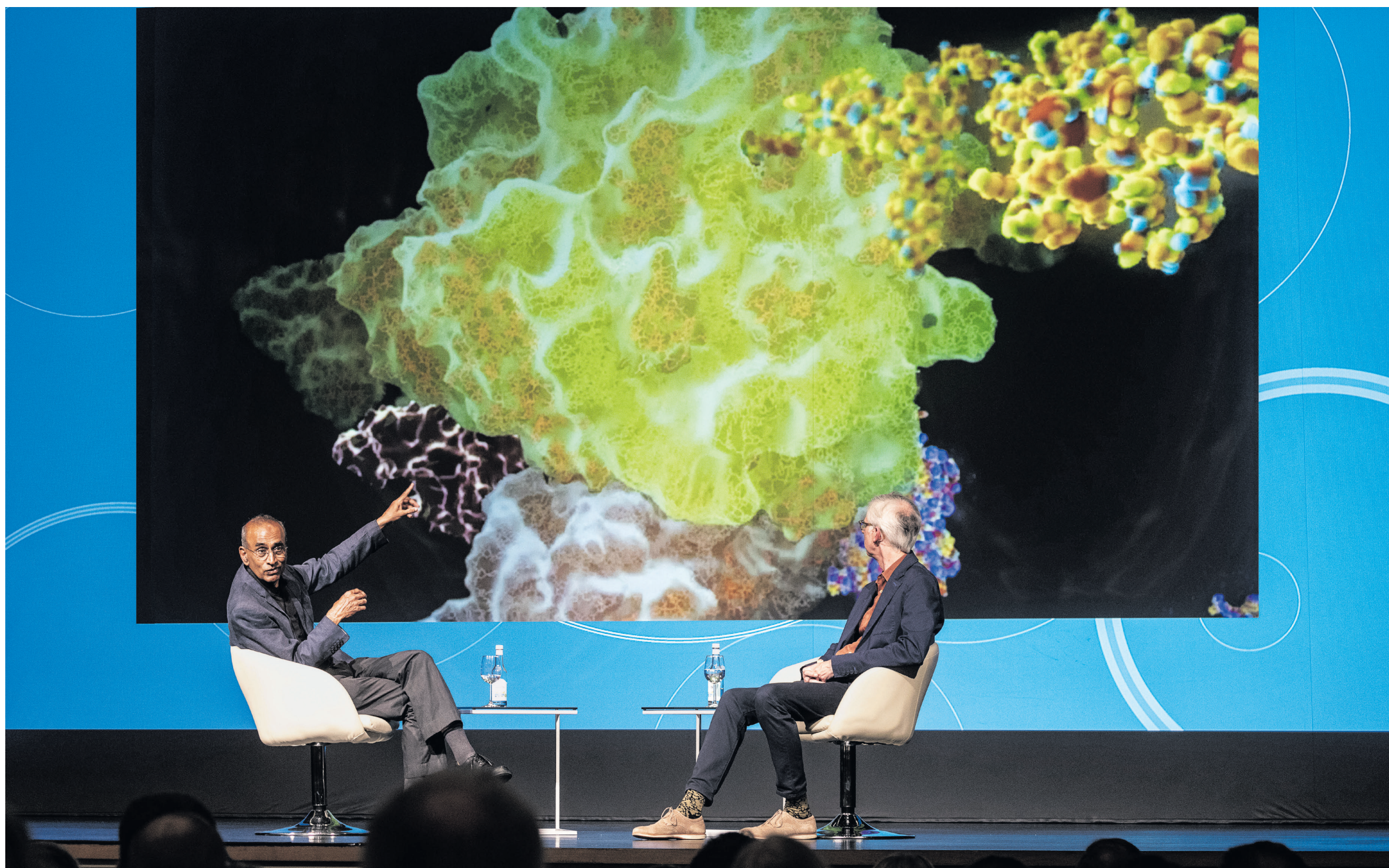


NOBELPREISTRÄGERTAGUNG LINDAU



Einblicke in die Forschung: Chemie-Nobelpreisträger Venki Ramakrishnan (links) erläutert die Herausforderungen rund um die Entschlüsselung der Struktur des Ribosoms, das er auch als „Gen-Maschine“ bezeichnet. Foto: Christian Flemming

Drang nach Wissen und Einordnung

Aufbruchstimmung in der Inselhalle in Lindau: Die 71. Nobelpreisträgertagung dreht sich um Chemie, und sie findet in Präsenz statt – zum ersten Mal seit fast drei Jahren. Covid-19 hat auch für die jungen Forschenden und ihre großen Vorbilder die Welt verändert. Wenn Forschende wahlweise wie Popstars, Weltrettende, Panikmachende oder die besseren Politikerinnen und Politiker behandelt werden, wird es schwer, die eigene Rolle zu finden. *Von Jutta Witte*

Rund 30 Nobelpreisträgerinnen und Nobelpreisträger teilen in diesen Tagen in Lindau ihr Wissen und ihre Lebenserfahrung mit dem Top-Nachwuchs aus den Naturwissenschaften und der Medizin. Online mit dabei ist auch Brian P. Schmidt. Mit drei anderen Wissenschaftlern hat er 2011 den Physiknobelpreis erhalten – für die Entdeckung, dass unser Universum auch Milliarden Jahre nach dem Urknall nicht nur immer weiter, sondern auch immer schneller expandiert. Schmidt ist jemand, der schon lange das große Ganze im Blick hat und über das sprechen will, „was für den Nutzen der Gesellschaft notwendig ist“, ohne politisch Partei zu ergreifen. „Ich versuche so gut wie möglich, ein vernünftiger Berater für jeden und jede zu sein“, sagt der Kosmologe.

Wissenschaft als integraler Teil der Gesellschaft

Klimawandel, Digitalisierung, Energiewende, die Bekämpfung von Pandemien: Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler werden immer populärer, wenn es um die großen Herausforderungen der Menschheit geht. Von einer überschaubaren und weitgehend unangefochtenen Elite habe sich die Community vor allem in den letzten 70 Jahren zu einem großen, integralen Teil der Gesellschaft entwickelt, beobachtet Schmidt. Sein Kollege Venki Ramakrishnan beschreibt es so: „Wissenschaft ist zu einem Großunternehmen industriellen Ausmaßes geworden.“ Ramakrishnan ist einer von drei Forschenden, die 2009 mit dem Chemienobelpreis ausgezeichnet wurden, weil sie die Struktur von Ribosomen entschlüsselt und damit die Antibiotika-Entwicklung einen großen Schritt vorangebracht haben. Die potentiellen, für die Allgemeinheit nützlichen Anwendungen seiner Forschung hat auch er stets im Blick. Und er sucht den Dialog: mit Forschenden in verwandten Disziplinen, mit der Öffentlichkeit und jungen Studierenden.

Es ist ein Austausch, an den sich immer höhere Erwartungen knüpfen – vor allem in Krisenzeiten wie der

„Wissenschaft ist zu einem Großunternehmen industriellen Ausmaßes geworden.“

Venki Ramakrishnan, Strukturbiologe und Chemie-Nobelpreisträger

„Die Politik hat noch nie so viel Bedarf an wissenschaftlicher Beratung gehabt.“

Bettina Stark-Watzinger, Bundesministerin für Bildung und Forschung

Corona-Pandemie. Forschende sollen nicht nur die technologischen Lösungen für die Probleme der Gegenwart bereitstellen und Innovationen für die Herausforderungen der Zukunft entwickeln. Ein Blick in das Positionspapier des Wissenschaftsrats zum Thema Wissenschaftskommunikation aus dem Herbst 2021 verrät: Sie sollen auch aufklären, beraten, begeistern, für Vertrauen sorgen und Partizipation ermöglichen. Dabei werden die Zielgruppen immer vielfältiger – von der Politik über die Wirtschaft bis hin zu wissenschaftlichen Influencern, Kunstschaffenden und einer breiten Öffentlichkeit, der das World Wide Web einen riesigen Pool an Informationen bietet. Laut dem für „Wissenschaft im Dialog“ erhobenen Wissenschaftsbarometer 2021 informieren sich hierzulande inzwischen mehr Menschen im Netz als im Fernsehen über Wissenschaft und Forschung.

Großes Vertrauen in die Forschung

Stellt man die Vertrauensfrage, zeigt sich für Ramakrishnan, dass die Pandemie zwei Dinge bewirkt hat. Die beispiellose Geschwindigkeit, mit der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Ursache von Covid-19 herausfanden, das Genom des Virus sequenzierten und

damit Tests, Impfstoffe und zunehmend auch Medikamente ermöglichten, habe der Öffentlichkeit eine Vorstellung von der Macht der Wissenschaft vermittelt und den Respekt vor Forschenden erhöht. Einerseits. Andererseits sei eine Minderheit entstanden, „die nicht an Impfstoffe, Masken und Abriegelungen glauben und sich stattdessen auf zweifelhafte Informationsquellen verlassen“.

Antje Boetius, Leiterin des Alfred-Wegener-Instituts für Polar- und Meeresforschung und in der Wissenschaftskommunikation seit Jahren aktiv, beobachtet, dass solche Randgruppen zwar sehr viel Platz in den Medien einnehmen. Einen „absoluten Vertrauensverlust“ sieht sie mit Blick auf die Fakten aber nicht. So zeigt zum Beispiel das Wissenschaftsbarometer auch: Das generelle Vertrauen der Bevölkerung in die Forschung bewegt sich auf hohem Niveau, im Corona-Kontext geht der Trend sogar nach oben. Zugleich steigt der Wunsch nach wissenschaftlicher Politikberatung. 69 Prozent der Befragten meinen, dass politische Entscheidungen auf wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhen sollten. 75 Prozent finden sogar, dass die Wissenschaft öffentlich Stellung beziehen sollte, wenn politische Entscheidungen ihre Erkenntnisse nicht berücksichtigen.



Internationales Forum: Die Lindauer Nobelpreisträgertagungen fördern den Austausch zwischen unterschiedlichen Generationen, Kulturen und Disziplinen. Foto: Christian Flemming

Entwickelt sich Wissenschaft vielleicht zu einer Art „vierten Gewalt“ im Staat? „Natürlich sind wir praktisch auch in einer politischen Rolle, indem wir die Risiken, die wir sehen, im Kontext unserer Ergebnisse klar benennen“, sagt Boetius. „Die Politik hat noch nie so viel Bedarf an wissenschaftlicher Beratung gehabt“, betont auch Bettina Stark-Watzinger, Bundesministerin für Bildung und Forschung. Im Dreieck zwischen Politik, Wissenschaft und Öffentlichkeit hält sie eine freie, von Neugierde getriebene Forschung, Transparenz bei den Daten, Klarheit darüber, in wessen Auftrag Forschende sprechen, und Interdisziplinarität für entscheidend. Für die Aufteilung zwischen Wissenschaft und Politik hat Venki Ramakrishnan eine Kurzformel: „Berater beraten, Minister entscheiden“. Wissenschaftler könnten an technischen Lösungen arbeiten, aber wie ihre Erkenntnisse umgesetzt würden, seien politische Fragen. Gegenseitig anzuerkennen, dass beide Seiten an Grenzen stoßen – Wissenschaftler, weil ihre Schlussfolgerungen immer vorläufig sind –, Politiker, weil sie immer die Gesamtgesellschaft im Auge behalten müssen – ist für ihn Teil einer erfolgreichen Zusammenarbeit.

Bekämpfung von Desinformation

Am Ende hat die Politik das Wort. Das sieht auch Brian P. Schmidt so. Will man als Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler dennoch gehört werden, sollte man klar, offen, ehrlich und transparent kommunizieren – auch über die Unsicherheiten. Hier sind sich Schmidt, Ramakrishnan und Boetius einig. Dies gilt nicht nur mit Blick auf die Politik, sondern auch in Richtung Bevölkerung. „Wir müssen uns die Zeit nehmen, um richtig mit den Menschen zu sprechen, auf einem Niveau, das sie verstehen“, sagt Schmidt. Themen wie Kernenergie oder Klimawandel seien zu komplex für Simplifizierungen. „Es gibt kein Schwarz-Weiß in der Wissenschaft.“

Dabei geht Wissenschaft immer mehr unter die Leute. Forschende twittern, bloggen und diskutieren in Talkshows. Hochschulen zeigen den Menschen was

sie für die Gesellschaft tun können, und fragen sie danach, was sie brauchen. Postdoc Bowen Ding findet das gut. Der 28-jährige Chemiker aus London ermuntert seine Kolleginnen und Kollegen dazu, die Wissenschaftssphäre auch einmal zu verlassen. „Wir müssen mit mehr Menschen das direkte Gespräch suchen. Dieser Dialog wird immer wichtiger, wenn es darum geht, Fake News zu bekämpfen.“

Für Sophie Marie Gutenthaler, Doktorandin an der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU), kann dieser Austausch nicht früh genug beginnen – am besten schon in der Grundschule: „Wir müssen den Menschen zeigen, dass Chemie etwas ist, das Spaß macht, nicht etwas, wovon man Angst haben muss.“ Sie selbst möchte als Wissenschaftlerin ansprechbar sein und wirbt dafür, mehr Möglichkeiten zu schaffen, um mit der Öffentlichkeit in Kontakt zu kommen. Für viele entwickelt sich der Dialogprozess inzwischen zu einer echten Herausforderung. Antje Boetius investiert derzeit geschätzte 30 Prozent ihrer Zeit in die Kommunikation. Die Tiefsee- und Polarforscherin sieht sich immer häufiger auch Fragen gegenüber, die eher in den Bereich der Soziologie, Psychologie und Ökonomie fallen. „Das zeigt: Es geht uns Menschen um die Zukunft als Ganzes.“ Sie spricht von einem allgemeinen „Hunger nach Wissen und Einordnung“, und sie sagt: „Auf diesen Hunger sind wir im Wissenschaftssystem noch nicht ausreichend vorbereitet.“

Impressum

Nobelpreisträgertagung Lindau
Verlagsspezial der Süddeutsche Zeitung GmbH

Verantwortlich für den Inhalt:
Fazit Communication GmbH, 80289 München
Geschäftsführung: Hannes Ludwig,
Jonas Grashey

Redaktion: Christina Lynn Dier (verantwortlich)
Autoren: Michael Hasenpusch, Thomas Kölsch,
Klaus Lüder, Jutta Witte

Anzeigen: Jürgen Maukner (verantwortlich)
und Ingo Müller, REPUBLIC Marketing &
Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2-4,
10117 Berlin, www.republic.de

Druckerei siehe Impressum dieser Zeitung.